

PREIS 25 DPF

AUF DEM Monde



DAS NEUE ABENTEUER **80**

KONSTANTIN E. ZIOLKOWSKI

(1857-1935)

AUF DEM *Monde*

Eine phantastische Erzählung

1956

VERLAG NEUES LEBEN BERLIN

Titel der russischen Originalausgabe:

НА ЛУЧЕ

Ins Deutsche übertragen von

Ena von Baer

Ich erwache in einer neuen, unbekannten Welt

Ich wachte auf, und während ich noch im Bett liegenblieb, kehrten meine Gedanken zu dem Traumbild zurück, das ich soeben gesehen: Ich hatte gebadet, ja, im Freien gebadet! Beglückt überließ ich mich Träumereien, die mir jetzt, mitten im Winter, das sommerliche Baden besonders verlockend erscheinen ließen.

Doch nun war es höchste Zeit aufzustehen!

Ich rekelte mich und stand auf... Wie leicht ich mich fühlte! Wie leicht war das Stehen und Sitzen! Was war geschehen? Träumte ich etwa noch? Ich spürte, daß ich beinah schwebte, als stände ich bis zum Hals im Wasser, die Füße berührten kaum noch den Fußboden. Überrascht schwang ich die Arme, fühlte aber keinen Widerstand. Ich befand mich also nicht im Wasser!

Schlief ich noch? Ich rieb mir die Augen. Nein, es war noch immer derselbe Zustand. Wie seltsam!

Ich schob Stühle hin und her, öffnete den Schrank, holte meinen Anzug heraus, hob verschiedene Gegenstände empor. — Ich begriff nichts!

War ich plötzlich kräftiger geworden? Warum war alles so federleicht? Wieso vermochte ich Gegenstände, die ich früher nicht vom Platz rücken konnte, plötzlich zu heben? Woher diese Kraft in meinen Händen und Füßen?

Oder zog eine geheimnisvolle Gewalt mich und alle Gegenstände empor, erleichterte mir jeden Handgriff, jede Bewegung? Wie stark ihre Zugkraft sein mußte! Es hätte nicht viel gefehlt und ich wäre zur Decke emporgeschwebt.

Etwas zerrte mich in die der Schwerkraft entgegengesetzte Richtung, spannte meine Muskeln und zwang mich zu hüpfen.

Ich konnte nun der Versuchung nicht mehr widerstehen und sprang.

Es schien mir, als schwebte ich langsam empor und als glitt ich ebenso langsam wieder herab.

Ich sprang noch einmal und betrachtete mein Zimmer nun aus einer beträchtlichen Höhe... Ach, da war ich auch schon mit dem Kopf an die Decke gestoßen, obgleich meine Räume doch recht hoch waren. Nein, unvorsichtig durfte ich nicht sein!

Der Schrei, den ich ausgestoßen, hatte meinen Freund geweckt. Ich sah, wie er sich auf die andere Seite drehte und bald darauf aus dem Bett sprang. Seine Überraschung will ich nicht beschreiben, sie war ebenso groß wie meine. Vergnügt betrachtete ich seine weitaufgerissenen Augen, die komischen Stellungen und unnatürlichen Bewegungen seiner Glieder. Vor allem belustigten mich seine merkwürdigen Schreie.

Nachdem mein Freund, ein Physiker, sich von seiner Überraschung etwas erholt hatte, wandte ich mich mit der Frage an ihn, ob die Schwerkraft vermindert sei oder ob unsere Kräfte zugenommen hätten?

Mein Freund, gewohnt, alles zu analysieren, fand sich bald in den Erscheinungen zurecht, die mich so bestürzt und verwirrt hatten.

„Am Kraftmesser können wir unsere Muskelkraft messen und sehen, ob sie sich vergrößert hat“, sagte er. „Ich stemme mich jetzt gegen die Wand und ziehe am unteren Hebel des Kraftmessers. Siehst du, zwei Zentner! Meine Kraft ist immer noch dieselbe. Auch du wirst dich überzeugen können, daß du nicht über die Kräfte eines Ilja Muromez* verfügst.“

„So ohne weiteres stimme ich dir keineswegs zu“, wandte ich ein. „Die Tatsachen stehen im Widerspruch zu deinen Behauptungen. Erkläre mir, wieso ich die eine Seite des Bücherschranks, der mindestens zwei Zentner wiegt, leicht zu heben vermag? Anfangs dachte ich, er sei leer. Als ich ihn jedoch öffnete, sah ich, daß kein einziges Buch fehlt... Und wie kam es zu dem drei Meter hohen Sprung?“

„Du springst so hoch, fühlst dich so leicht und hebst die schwersten Gegenstände nicht etwa, weil du stärker geworden bist, sondern weil durch die geringere Schwerkraft das Gewicht abgenommen hat, daran liegt's! Hier, diese Federwaage am Kraftmesser wird es beweisen und uns sogar den Grad der Gewichtsabnahme verraten.“

Mit diesen Worten ergriff er ein Gewicht – es waren zufällig zwölf Pfund – und hängte es an den Kraftmesser.

„Schau“, fuhr er fort, nachdem er die Waage kontrolliert hatte, „dieses Gewicht wiegt nur noch zwei Pfund, also nur noch den sechsten Teil.“

Er überlegte einen Augenblick und fügte hinzu: „Das entspricht übrigens der Schwerkraft des Mondes. Sie ist durch seinen kleinen Umfang und die geringe Dichte und Festigkeit seiner Substanz bedingt.“

„Sind wir etwa auf dem Monde?“ Ich brach in schallendes Gelächter aus.

* Held der russischen Volkssage

„Und wenn es so wäre, dann wär' es auch kein Unglück“, erwiderte der Physiker, ebenfalls lachend und auf meinen Scherz eingehend. „Hat ein Wunder uns hierherversetzt, so wird es uns auch wieder auf die Erde bringen.“

„Hör mit deinen Witzen auf! Wir wollen irgendeinen Gegenstand auf einer gewöhnlichen Hebelwaage wiegen. Ob wir da auch eine Veränderung des Gewichtes feststellen werden?“

„Nein, denn der zu wiegende Gegenstand verringert sein Gewicht in demselben Maße wie das Gegengewicht, so daß das Gleichgewicht wiederhergestellt ist.“

Vom Wunsche beseelt, eine Steigerung meiner Kräfte festzustellen, versuchte ich einen Stock zu zerbrechen. Doch das gelang mir nicht, obwohl er dünn war und gestern in meinen Händen sogar geknackt hatte.

„Dickschädel! Laß das doch“, rief mein Freund, der Physiker, aus. „Denke lieber daran, daß die Verminderung der Schwerkraft die ganze Menschheit wohl in größte Aufregung versetzt haben muß.“

„Ein wahres Wort!“ rief ich aus und warf den Stock hin. „Ich habe ja alles vergessen, auch die Existenz der anderen Menschen, mit denen ich mich jetzt gern darüber unterhalten möchte.“

Ich hob den Vorhang – wir hatten uns gegen das helle Mondlicht, das uns am Schlafen hinderte, geschützt – und öffnete bereits den Mund, um einige Worte an unsere Nachbarn zu richten. Entsetzt sprang ich zurück. O Schreck! Der Himmel war schwarz wie Tinte.

Wo war die Stadt? Wo waren die Menschen?

Eine wilde, fremde Landschaft, die sich schwer beschreiben läßt, lag im hellen Sonnenlicht vor mir.

Ob wir uns etwa auf einem unbewohnten Planeten befanden?

Das war mein erster Gedanke, doch brachte ich kein Wort hervor und stieß nur unzusammenhängende Laute aus.

Mein Freund stürzte auf mich zu. Ich wies auf das Fenster. Er schaute hinaus und verstummte.

Wenn wir in diesem Augenblick nicht ohnmächtig wurden, so hatten wir es nur dem Umstand zu verdanken, daß die geringe Schwerkraft einen stärkeren Zustrom des Blutes zum Herzen verhinderte.

Wir sahen uns um.

Die immer noch zugezogenen Vorhänge verbargen die Landschaft, die uns so erschüttert hatte. Der gewohnte Anblick des Zimmers und der uns vertrauten Gegenstände beruhigte uns wieder.

Eng nebeneinanderstehend, lüfteten wir ängstlich zuerst den Rand des Vorhanges, dann schoben wir den Vorhang beiseite und beschlossen schließlich, das Haus zu verlassen und uns den schwarzen Himmel und die traurige Umgebung anzusehen.

Obwohl sich unsere Gedanken lebhaft mit dem bevorstehenden Spaziergang beschäftigten, bemerkten wir schon, als wir durch die großen Räume schritten, daß Vorsicht am Platze war. Wenn wir unsere Muskelkraft einsetzten, glitten unsere Füße auf dem Fußboden aus, ohne daß wir vorwärtskamen. Allerdings fielen wir dabei nicht hin, wie es beim Ausgleiten auf Eis oder nassem Schnee auf der Erde geschehen wäre. Wir waren aber gezwungen, dauernd zu hüpfen. Wenn wir uns schnell vorwärts bewegen wollten, mußten wir uns im ersten Augenblick nach vorn beugen wie ein Pferd, das schwere Lasten zieht, doch war letzteres hier nicht der Fall, da uns jede Bewegung sehr leicht fiel.

Wie langweilig ist es, Stufe um Stufe die Treppen hinunterzusteigen oder Schritt für Schritt zu gehen! Wie langsam kommt man dabei vorwärts! Wir verzichteten sehr bald auf diese für irdische Verhältnisse angebrachten, hier aber lächerlichen Zeremonien. Wir lernten galoppieren und wie die kecksten Schuljungen zehn oder auch mehr Stufen auf einmal zu nehmen. Manchmal flogen wir mit einem Satz über die ganze Treppe hinweg oder sprangen einfach aus dem Fenster. Die Umstände hatten uns in hüpfende Tiere — wie es Heuschrecken und Frösche sind — verwandelt.

Nachdem wir durch das Haus gelaufen waren, sprangen wir ins Freie und schlugen hüpfend die Richtung auf einen der nächsten Berge ein.

Die Sonne blendete und hatte einen bläulichen Schimmer. Wenn man die Augen vor dem hellen Licht schützte, sah man Planeten und Sterne. Aber sie flimmerten und leuchteten nicht, sondern glommen bläulich und glichen silbernen Nägeln an einer schwarzen Kuppel.

Da war ja auch der „Mond“, das letzte Viertel! Wir waren überrascht, denn sein Durchmesser war drei- oder viermal so groß wie der des Mondes, den wir zu sehen gewohnt waren. Auch leuchtete er viel heller als der, den man von der Erde aus beobachten kann und der am Tage meistens nur einem zarten Wölkchen gleicht.

Still war es um uns, und über der hellen, klaren Luft wölbte sich ein wolkenloser Himmel. Man konnte weder Tiere noch Menschen oder Pflanzen sehen. Wir standen mitten in einer Wüste mit einer seltsamen schwarzen Himmelskuppel und einer blauen Sonne, deren Licht, trotz der gewaltigen Leuchtkraft, tot wirkte. Kein See, kein Fluß, kein Tropfen Wasser war zu sehen! Wenn wenigstens der Horizont geleuchtet und damit das Aufsteigen von Dämpfen verraten hätte! Doch auch dort war es schwarz wie im Zenit!

Es wehte auch kein Wind, der auf Erden in den Gräsern raschelt und die Baumwipfel schaukelt; kein Grillenzirpen, kein Vogelgesang und keine bunten Schmetterlinge! Berge umgaben uns nur, hohe Berge, die uns Furcht einflößten und deren Gipfel nicht mit glitzerndem Schnee gekrönt waren. Keine einzige Schneeflocke war zu sehen! Vor uns dehnten sich Täler, Ebenen und Hügel, und überall lagen Steine, unzählige

Steine, schwarze und weiße, große und kleine; und sie alle waren scharfkantig, glitzernd; keine Fluten hatten ihnen weiche Linien und Rundungen verliehen, denn hier hatte es kein Wasser, keine Wellen gegeben, die fröhlich lärmend mit den Kieselsteinen gespielt und sie umgeformt hätten. Nein, Wasser hatte es hier nie gegeben!

Nun kamen wir an eine sehr glatte Stelle; der Boden war wellig, kein Stein war zu sehen – nur schwarze Risse, die sich wie Schlangen dahinwanden, in verschiedene Richtungen auseinanderlaufend. Hart und steinig war der Boden, keine weiche Schwarzerde wie daheim, kein Sand, kein Lehm.

Ein düsteres Bild! Sogar die Berge schienen schamlos nackt, und ihre strengen, überraschend scharfen Umrisse wurden durch nichts gemildert. Der leichte blaue Dunst, der irdische Berge und Landschaften umhüllt, fehlte hier gänzlich. Und die Schatten! Was waren das für tiefe Schatten! Und welch jäher Übergang vom Licht zur Finsternis! Keine weichen Halbtöne, wie sie die irdische Atmosphäre hervorzaubert! In diesem Augenblick wäre uns die Wüste Sahara im Vergleich zu dieser Landschaft als ein Paradies erschienen. Fast sehnten wir uns nach ihren Skorpionen und Wanderheuschrecken und dem glühenden Sand, den der trockene Wind durch die Luft wirbelt, gar nicht davon zu reden, wie begehrenswert uns ihre karge Pflanzenwelt und die mit Feigenbäumen spärlich bewachsenen Oasen erschienen...

Wir mußten an die Rückkehr denken. Der Boden strahlte so viel Kälte aus, daß die Füße eisig wurden, die Sonnenstrahlen aber waren glühend heiß. Trotzdem froren wir. Wir hatten das Empfinden, in einem kalten Zimmer vor einem brennenden Kamin zu stehen. Auch dort friert man, obwohl ein angenehmer Wärmestrom über die Haut gleitet.

Auf dem Heimweg erwärmten wir uns durch kühne Sprünge über vier Meter hohe Steinhäufen, über die wir mit der Leichtigkeit von Gamsen setzten. Granit, Porphyr, Bergkristall, Syenit, durchsichtige und undurchsichtige Quarze und Kieselerde – alles Eruptivgesteine! Wir erblickten schließlich auch Spuren vulkanischer Tätigkeit.

Endlich waren wir zu Hause!

Im Zimmer fühlten wir uns wohl. Die Temperatur war gleichmäßig. Das regte uns zu neuen Experimenten und zu einer eingehenden Aussprache über das Gesehene und Erlebte an. Es war klar, daß wir uns auf einem anderen Planeten befanden. Hier gab es keine Atmosphäre, sonst würden die Sterne flimmern, der Himmel wäre blau, und leichte Dunstwolken würden über ferne Berggipfel gleiten. Wie kam es aber, daß wir atmen und hören konnten, wenn wir uns miteinander unterhielten? Wir begriffen das nicht. Viele Erscheinungen verrieten das Fehlen von Luft oder anders zusammengesetzter Atmosphäre. Es gelang uns zum Beispiel nicht, eine Zigarre anzuzünden, wir hatten bereits wutentbrannt eine Menge Streichhölzer erfolglos zu gebrauchen versucht. Ein verschlos-

sener, luftdichter Kautschukbeutel ließ sich ohne jegliche Mühe zusammendrücken. Das wäre nicht der Fall gewesen, wenn sich in seinem Innern Gase befunden hätten. Die Wissenschaftler haben übrigens nachgewiesen, daß es auch auf dem Monde keinerlei Gase gibt.

„Ob wir uns vielleicht auf dem Monde befinden?“ fragte ich.

„Hast du bemerkt“, sagte mein Freund, „daß die Sonne hier ebenso groß ist wie auf der Erde? Das kann man nur noch auf ihrem Trabanten, dem Monde, beobachten, da Erde und Mond sich in fast gleicher Entfernung von der Sonne befinden. Von den anderen Planeten aus betrachtet müßte sie kleiner oder größer erscheinen. So ist der Sonnenwinkel vom Jupiter aus gemessen fünfmal kleiner, vom Mars aus zweieinhalbmal kleiner, von der Venus aus aber anderthalbmal größer. Auf der Venus brennt die Sonne doppelt so stark, auf dem Mars verringert sich ihre Kraft um die Hälfte. Dieser große Unterschied besteht allein schon zwischen den zwei der Erde am nächsten liegenden Planeten! Dagegen wird zum Beispiel der Jupiter fünfundzwanzigmal weniger von der Sonne erwärmt als die Erde.“

„Wir müssen also auf dem Monde sein. Alles deutet darauf hin.“

„Ja und der ‚Mond‘, den wir als helle Wolke erblickt haben, ist allem Anschein nach die von uns unfreiwillig verlassene Erde. Schade, daß wir sie jetzt nicht richtig sehen und die dunkleren Stellen ihrer Oberfläche nicht erkennen können, sonst ließe sich feststellen, wo wir uns befinden. Warten wir, bis es dunkel wird.“

„Du behauptest, daß sich Mond und Erde in gleicher Entfernung von der Sonne befinden?“ sagte ich. „Meiner Ansicht nach besteht da ein gewaltiger Unterschied! 384 400 Kilometer, wenn ich mich nicht irre.“

„Ich habe ‚fast‘ gesagt, denn diese 384 400 Kilometer bilden den vierhundertsten Teil der gesamten Entfernung“, erwiderte der Physiker. „Das spielt keine Rolle.“

Die ersten Eindrücke

Wie müde und erschöpft ich war! Nicht nur physisch, sondern auch moralisch! Mein Schlafbedürfnis war kaum zu überwinden. Wie spät mochte es wohl sein? Wir waren um sechs Uhr aufgestanden, jetzt war es fünf Uhr. Elf Stunden mußten vergangen sein, doch verrieten die Schatten, daß die Sonne immer noch ungefähr an derselben Stelle stand. Der Schatten des steilen Berges war um sechs Uhr beinahe bis zum Haus gefallen und in den elf Stunden nicht länger geworden; auch der Schatten des Schornsteins lag noch auf demselben Stein.

Ein weiterer Beweis dafür, daß wir uns auf dem Monde befanden!

Der Mond dreht sich sehr langsam um seine Achse. Ein Mondtag mußte fast 360 Stunden oder fünfzehn Erdentage dauern und die Nacht würde ebensolang sein. Das konnte sehr lästig werden. Die Sonne störte uns beim Schlafen. Ich erinnerte mich, daß ich dasselbe empfunden hatte, als ich mehrere Sommerwochen in einer Polargegend verbrachte. Wir waren damals der Sonne überdrüssig geworden, denn Tag und Nacht stand sie am Himmel. Und doch war ein großer Unterschied zwischen diesem Polar- und unserem Mondtag, denn hier bewegte sich die Sonne langsam, in der Polargegend jedoch durchlief sie innerhalb von vierundzwanzig Stunden einen Kreis, der etwas oberhalb des Horizontes lag.

Hier wie dort konnte man sich nur durch das Schließen von Fensterläden gegen sie schützen.

Aber ging unsere Uhr auch richtig? Weshalb bestand ein so großer Zeitunterschied zwischen der Taschenuhr und der Pendeluhr an der Wand? Erstere zeigte die fünfte, die Wanduhr jedoch die zehnte Stunde an. Welche Uhr ging nun richtig?

Die Taschenuhr mußte richtig gehen, da die Elastizität ihrer Feder dieselbe geblieben war, während die Gewichte der Wanduhr durch die geringe Schwerkraft des Mondes leichter geworden waren. Darum bewegte sich das Pendel so langsam.

Übrigens hatten wir eine Möglichkeit, den Zeitablauf zu kontrollieren, denn in der Nacht konnten wir die Erde sehen, die sich in vierundzwanzig Stunden einmal um ihre Achse dreht.

Obwohl der Schlaf uns beinahe übermannte, fand mein Physiker keine Ruhe, bis er die Wanduhr in Ordnung gebracht hatte. Ich sehe jetzt noch, wie er das lange Pendel herunternahm und es nach sorgfältigen Messungen ungefähr auf ein Sechstel verkürzte. Die ehrwürdige Uhr hatte sich damit in eine Art Kuckucksuhr verwandelt, doch hier konnte man sie nicht einmal als solche bezeichnen; denn sogar das kurze Pendel benahm sich würdevoll, wenn es auch schneller hin und her wippte als vorher das lange.

Schließlich legten wir uns zum Schlafen nieder. Die leichten Decken schienen Luft zu sein.

Kissen und Matratzen brauchte man hier kaum. Ich glaube, man könnte auf dem Monde sogar auf Brettern schlafen.

Der Gedanke, daß es noch viel zu früh zum Schlafengehen war, ließ mir keine Ruhe. O diese Sonne und dieses langsame Dahinschleichen der Zeit! Beides schien erstarrt zu sein wie die tote Landschaft des Mondes.

Fröhliches Erwachen! Frischer Mut und ein Wolfshunger! Die Aufregung hatte bis dahin kein Hungergefühl in uns aufkommen lassen.

Durst quälte uns! Ich öffnete eine Karaffe... Aber was war das? Das Wasser schien zu siedeln. Blasen stiegen auf. Ich berührte die

Karaffe. Wenn ich mir nur nicht die Hand verbrannte! Nein, das Wasser war nur warm. Ekelhaft, dieses Wasser trinken zu müssen!

„Nun, mein Physiker, was sagst du dazu?“

„Da der atmosphärische Druck fehlt, verdampft hier das Wasser. Schließe vorerst die Karaffe nicht. Im luftleeren Raum endet dieser Prozeß damit, daß die Temperatur des Wassers den Gefrierpunkt erreicht. Doch so lange wollen wir nicht warten. So, jetzt ist es genug! Gieß das Wasser ins Glas und schließe die Karaffe mit dem Stöpsel. Sonst verflüchtigt sich zuviel Wasser.“

Das Wasser in der Karaffe hatte aufgehört zu dampfen, im Glas aber sprudelte es immer noch, auf eine irgendwie leblos wirkende Art, immer schwächer und schwächer, bis es sich schließlich in Eis verwandelte, das dampfte und immer weniger wurde.

Wie sollten wir nun unser Mittagmahl zubereiten?

Es machte uns weniger Schwierigkeiten, Brot oder andere feste Nahrung zu uns zu nehmen, obwohl das Brot steinhart geworden war. Auch das Obst war eingeschrumpft und vertrocknet.

„Diese dumme Angewohnheit, immer Warmes zu essen! Was machen wir nun? Wir können doch kein Feuer anzünden! Weder Holz noch Kohlen brennen, nicht einmal die Streichhölzer!“

„Ob wir da nicht die Sonne zu Hilfe nehmen? Eier bäckt man doch auch im glühenden Wüstensand der Sahara.“

Wir füllten unsere Kochtöpfe und Schüsseln nach allen Regeln kulinarischer Kunst, verschlossen sie und reihten sie dicht nebeneinander in der Sonne auf. Dann holten wir sämtliche Spiegel aus dem Haus und stellten sie so hin, daß das von ihnen reflektierte Sonnenlicht auf die Kochtöpfe und Schüsseln fiel.

Nach einer knappen Stunde konnten wir unsere gekochten und gebratenen schmackhaften Gerichte verspeisen.

Schlimm war es nur, daß wir uns beim Essen so beeilen mußten. Ich gestehe, daß wir uns des öfteren verschluckten und an den hastig heruntergeschlungenen Speisen beinah erstickten. Die Suppe siedete und gefror nicht nur auf unseren Tellern, sondern sogar im Hals, im Schlund und im Magen. Trödelte man auch nur einen Augenblick, so hatte man – siehe da! – ein Stück Eis statt der Suppe auf dem Löffel.

Erstaunlich war die Widerstandsfähigkeit unseres Magens! Denn er wurde durch den Dampfdruck immerhin beträchtlich gedehnt.

Jedenfalls waren wir nunmehr satt und recht ruhig. Wir begriffen immer noch nicht, wie wir so ohne Luft leben konnten und wie es kam, daß unser Haus mit Hof und Garten und den Lebensmittel- und Trinkvorräten im Keller und in den Speichern plötzlich auf den Mond versetzt worden war. Manchmal wurden wir sogar von Zweifeln gequält und dachten, ob das ganze nicht vielleicht ein Traum oder eine satanische Sinnestäuschung sei. Trotzdem gewöhnten wir uns allmählich an unsere

Lage, die manchmal Neugierde, manchmal aber auch Gleichgültigkeit in uns hervorrief. Das Unerklärliche versetzte uns nicht mehr in Staunen, und der Gedanke, daß wir einsam und verlassen verhungern könnten, kam uns gar nicht.

Nach dem Essen hatte ich das Bedürfnis, spazieren zu gehen. Ich überredete auch meinen Freund dazu.

Wir standen auf unserem großen Hof, der von einem Zaun und von Wirtschaftsgebäuden umgeben war. In der Mitte befand sich ein Turngerät. Hier auf dem Hof war der Boden im Gegensatz zur sonstigen Mondoberfläche weiche Erde.

Wozu lag hier dieser große Stein? Man konnte sich an ihm stoßen. Weg mit diesem Stein! Über den Zaun mit ihm! Nur Mut! Keine Angst vor der Größe! Und nun hoben wir den zweieinhalb Zentner schweren Stein und warfen ihn über den Zaun. Wir hörten, wie er dumpf auf dem Steinboden des Mondes aufschlug. Der Schall erreichte uns nicht durch die Luft, sondern auf unterirdischem Wege: der Boden erbebte, und die Erschütterung übermittelte sich auch unserem Körper und den Gehörknöchelchen.

Die Leichtigkeit, mit der wir uns zu bewegen vermochten, erweckte den Wunsch, zu klettern und zu springen.

Herrliche Kindheit! Ich erinnerte mich in diesem Augenblick, wie ich als Junge auf Bäume und Dächer kletterte, leicht und beschwingt wie die Katzen und Vögel.

Und das Wettspringen über eine Schnur und über Gräben! Und das Wettlaufen! Wie leidenschaftlich hatte ich mich diesem Sport gewidmet!

Erinnerungen an vergangene Zeiten! Ich war nie stark, hatte auch wenig Kraft in den Händen, konnte jedoch damals schon recht gut laufen und springen. Doch war es mir immer schwergefallen, mich an einem Strick oder einer Stange emporzuziehen. Ich hatte früher oft von Bärenkräften geträumt. Dann hatte ich mich an meinen Feinden rächen wollen und die Freunde belohnen...

Jetzt kamen mir diese sehnsüchtigen Träume über starke Muskeln lächerlich vor. Hier gingen die glühenden Wünsche meiner Kindheit in Erfüllung. Ich war durch die geringe Schwerkraft des Mondes sechsmal so stark wie früher.

Ich brauchte jetzt auch nicht das Gewicht meines Körpers zu überwinden. Dadurch erschien die Steigerung meiner Kräfte noch größer. Was war auch schon ein Zaun? Nicht mehr als ein Schemel oder eine Türschwelle, die auch auf Erden kein Hindernis für mich bildete. Und um die Richtigkeit unseres Gedankens zu prüfen, schwebten wir, ohne einen Anlauf zu nehmen, empor und setzten über den Zaun. Und dann gelang es uns sogar, über die Scheune zu springen, allerdings mit einem Anlauf. Doch wie angenehm war das Laufen! Man spürte kaum den Boden unter den Füßen. Nun, laufen wir um die Wette! Im Galopp!

Jedesmal, wenn der Fuß den Boden berührte, hatten wir einige Meter zurückgelegt. Halt! In einer Minute durch den ganzen Hof – tausend Meter! Das ist die Geschwindigkeit eines Rennpferdes.

Die „Gigantenschritte“ verhinderten das Springen.

Wir begannen zu messen: Beim Galopp – recht leichtem Galopp – schwebten wir zweieinhalb bis drei Meter über dem Boden. Nahmen wir jedoch eine mehr horizontale Lage ein, so legten wir zehn Meter und mehr zurück, je nachdem, wie schnell wir liefen.

„Und nun zum Turngerät!“

Wir brauchten die Muskeln kaum anzustrengen und bedienten uns zum Scherz sogar nur der linken Hand, um uns am Seil auf das Brett emporzuziehen.

Uns wurde angst und bange. Acht Meter über dem Boden! Immer noch bildeten wir uns ein, auf der dummen Erde zu sein!

Mit aussetzendem Herzschlag beschloß ich als erster hinabzuspringen. Ich flog. Ach! Ein leichter Schmerz in den Fersen.

Ich verzog aber keine Miene, hob den Kopf und rief meinem Freunde zu: „Spring, es tut nicht weh!“

„Brauchst nicht so zu tun. Ich weiß ganz genau, daß diese Höhe der von anderthalb Meter auf Erden entspricht. Natürlich gibt’s einen kleinen Stich in den Fersen.“

Nun flog auch mein Freund ganz langsam herab. Fünf Sekunden dauerte sein Sprung.

„Nun, mein Physiker, wie geht’s?“

„Etwas Herzklopfen, sonst alles in Ordnung.“

„Auf, in den Garten! Auf Bäume klettern! In den Alleen umherlaufen!“

Hohe Linden und Birken! Wie Eichhörnchen kletterten wir und sprangen von einem dünnen Zweig auf den anderen, die jedoch nicht einknickten. Wie sollten sie auch! Waren wir hier nicht ebenso leicht wie ein fatter Truthahn?

Wir glitten über Sträucher und zwischen Bäumen dahin, und unsere Bewegungen glichen dem Flug der Vögel. Wie lustig das war! Wie leicht es einem fiel, das Gleichgewicht zu bewahren! Man schwankte auf einem Ast, fiel beinahe hinunter, doch war die Neigung zum Fallen so gering und die Abweichung vom Gleichgewicht vollzog sich so langsam, daß die kleinste Hand- oder Fußbewegung genügte, um das Gleichgewicht wiederherzustellen.

Ins Freie! Der große Hof und der Garten erschienen uns wie ein Käfig. Anfangs liefen wir über eine glatte Fläche. Nur hin und wieder erblickten wir flache, an die zwanzig Meter breite Gräben.

Mit einem Anlauf setzten wir wie Vögel über sie hinweg. Doch nun begann der Boden anzusteigen, erst allmählich, dann immer mehr. Wie steil es hier war!

Doch es fiel uns leicht, zu steigen. Mit großen, raschen Schritten kletterten wir den Abhang empor. Der Berg war aber sehr hoch, und wir wurden schließlich müde. Wir setzten uns hin, ruhten uns aus und begaben uns dann auf den Heimweg.

„Wie weit ist es noch?“

„Nicht mehr so schlimm, vierhundert Meter ungefähr.“

„Kannst du einen Stein so weit schleudern?“

„Ich weiß nicht, will es versuchen!“

Wir ergriffen jeder einen kleinen eckigen Stein. Wer von uns würde ihn weiter werfen?

Während ich den Flug meines Steines mit den Blicken verfolgte, fürchtete ich schon zerbrochene Fensterscheiben. Doch er flog über unser Haus hinweg. Ausgezeichnet!

„Und deiner? ... Deiner fliegt ja noch weiter!“

Interessant müßte das Schießen sein. Kugeln und andere Geschosse würden Hunderte von Kilometern zurücklegen.

„Ob aber hier das Pulver zündet?“

„Explosivstoffe haben im luftleeren Raum sogar eine noch größere Wirkung als in der Luft, da diese ihre Ausdehnung nur verhindert. Zusätzlichen Sauerstoff aus der Atmosphäre benötigen sie nicht; denn sie enthalten selbst die notwendige Menge.“

Unsere Experimente auf dem Monde

Wir langten zu Hause an.

„Ich werde Schießpulver auf das sonnbeschienene Fensterbrett streuen“, sagte ich. „Du richtest dann das Brennglas darauf – so! Schau, eine Flamme, der bekannte Pulvergeruch, der allerdings sofort verschwindet...“

„Wenn du willst, kannst du schießen. Vergiß nur nicht das Zündhütchen und einen Wergpfropfen als Vorladung.“

„Wollen wir den Gewehrlauf genau senkrecht in die Höhe richten, damit wir die Kugel in der Nähe finden können?“

Eine Flamme, ein leiser Knall, leichtes Vibrieren des Bodens.

„Wo ist denn der Pfropfen?“ rief ich aus. „Er muß doch hier in der Nähe sein. Rauchen wird er allerdings nicht.“

„Der Pfropfen wird mit der Kugel davongeflogen sein und kaum zurückbleiben. Auf der Erde hindert ihn die Atmosphäre, ebenso schnell zu fliegen wie die Kugel. Hier aber fällt und fliegt auch ein Federflaum mit derselben Geschwindigkeit wie ein Stein. Zieh eine Feder aus dem Kissen heraus, ich werde eine Eisenkugel nehmen. Du wirst, wenn du die Feder wirfst, ein Ziel – und mag es auch recht weit entfernt sein –

ebenso gut treffen wie ich mit meiner Kugel. Ich kann meine Kugel hundert Meter weit werfen, du deine Feder ebenfalls. Allerdings wirst du niemanden mit ihr töten können und nicht einmal fühlen, daß du etwas wirfst. Schleudern wir also unsere Geschosse, die sehr verschieden sind, mit aller Kraft auf dasselbe Ziel, sagen wir, auf diesen roten Granit.“

Wir sahen, wie die Feder etwas rascher flog als die Eisenkugel, als hätte ein starker Wirbel sie weggerissen.

„Was ist denn geschehen?“ rief ich aus. „Drei Minuten sind nun schon vergangen, aber die Gewehrkugel ist immer noch nicht da.“

„Warte noch zwei Minuten, dann kehrt sie sicherlich zurück“, erwiderte der Physiker.

Es war tatsächlich so!

Wir spürten eine leichte Erschütterung des Bodens und erblickten den heranspringenden Pfropfen in der Nähe.

„Wo ist denn die Kugel? Die Erschütterung kann doch nicht durch eine Handvoll Werg hervorgerufen worden sein?“ sagte ich überrascht.

„Wahrscheinlich hat die Kugel, durch den Aufschlag erhitzt, zu glühen begonnen und ist in winzige Teile zerfallen.“

„Wie lange sie geflogen ist! Welche Höhe wird sie wohl erreicht haben?“ fragte ich.

„An die fünfundsiebzig Kilometer.“

Geist und Körper waren erschöpft und verlangten nach Ruhe. Das unmäßige Springen verfehlte seine Wirkung nicht. Da ein solcher Sprung ziemlich lange dauerte, fielen wir nicht immer auf die Füße, und oft stießen wir uns schmerzhaft. In den vier bis sechs Sekunden des Fluges konnten wir uns nicht nur die Umgebung aus beträchtlicher Höhe ansehen, es gelang uns auch, einige Bewegungen mit Armen und Beinen zu vollführen, leider aber nicht, unsere Lage zu verändern. Nachher lernten wir, mit dem Körper vorwärts zu streben und gleichzeitig die Richtung zu ändern. So konnten wir uns während eines Sprunges etwa dreimal umdrehen. Interessant war es, diese Bewegung zu spüren, und auch, sie als Außenstehender zu beobachten. Sie zu schildern würde ein ganzes Buch füllen.

Wir hatten acht Stunden geschlafen.

Es war wärmer geworden. Die Sonne war höher gestiegen und brannte nicht mehr so sehr, da ihr Schein nur noch einen kleinen Teil unserer Körperoberfläche traf; doch der Boden hatte sich erwärmt und strahlte keine Kälte mehr aus. Im allgemeinen konnte man das Wetter daher als warm, beinah als heiß bezeichnen.

Es war nun allerdings höchste Zeit, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen; denn wir begriffen allmählich, daß wir uns sonst schon am Vormittag des langen Mondtages in einen Braten verwandeln würden.

Was sollten wir tun?

Wir hegten verschiedene Pläne.

„Mehrere Tage können wir im Keller verbringen, doch gegen Abend, also in zweihundertfünfzig Stunden, wird die Hitze auch dort eindringen. Außerdem werden wir uns ohne Bequemlichkeiten in einem verschlossenen Raum zu Tode langweilen.“

Schien es nicht ratsamer, eine tiefe Schlucht zu suchen? Wir konnten dahin gehen und in angenehmer Kühle den Tag und einen Teil der Nacht verbringen.

Das wäre doch poetischer und lustiger! Der Keller dagegen ...! Beinahe hätte uns die Not dahin getrieben!

Wir blieben also bei der Schlucht. Je stärker die Sonne brennen würde, um so tiefer würden wir hinabsteigen. Übrigens mußten einige Meter genügen.

Wir wollten Sonnenschirme, Lebensmittel in verschlossenen Kisten und Fässern mitnehmen und einen Pelz über die Schulter werfen, der bei allzu strenger Kälte und auch bei Hitze angebracht war.

Einige Stunden vergingen. Wir ruhten uns aus, aßen und unterhielten uns über unsere Gymnastikübungen auf dem Monde und über die Wunder, die irdische Akrobaten hier vollbringen könnten.

Wir durften nicht länger zögern. Draußen war es unerträglich heiß geworden, an den Stellen jedenfalls, die der Sonne ausgesetzt waren. Der Steinboden glühte so, daß wir uns dicke Holzbretter unter die Schuhe binden mußten.

So machten wir uns, mit einer Unmenge von Proviant und Gegenständen beladen, endlich auf den Weg, nachdem wir Fenster und Türen geschlossen hatten, damit das Haus sich nicht allzusehr erwärmte und unter der hohen Temperatur litt. Wir begannen eine passende Schlucht oder Grotte zu suchen.

In der Eile ließen wir immer wieder eine Glas- oder Tonschüssel fallen, doch zerbrachen sie wegen der geringen Schwerkraft nicht.

Während wir umherirrten, überraschten uns die großen Temperaturunterschiede. Stellen, die bereits lange von der Sonne beschienen wurden, glichen einem glühenden Ofen. Wir waren bestrebt, sie so rasch wie möglich zu überqueren. Dann ruhten wir uns im Schatten eines großen Steines oder eines Felsens aus, um uns abzukühlen. Jedoch hätten wir unsere Pelzmäntel anziehen müssen, wenn wir an diesen schattigen und kühlen Stellen längere Zeit hätten verweilen wollen. Doch auch diese Ruheplätze erschienen uns nicht sicher, da die Sonne sie, allmählich auf die andere Seite übergehend, erreichen mußte. Wir wußten das und suchten eine Schlucht, die sich in der kurzen Zeit, in der sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt sein würde, nicht erwärmen konnte.

Endlich standen wir vor einer Schlucht, deren steil abschüssige schwarze Steinwände über einem Abgrund emporragten, der grundlos

zu sein schien. Wir gingen um die schmale Schlucht herum und fanden einen weniger senkrechten Abstieg. Einige Schritte hatten wir glücklich zurückgelegt, als es plötzlich vor uns so finster wurde, daß wir nichts mehr sehen konnten. Weiterzugehen erschien uns gefährlich, ja, geradezu grauenhaft. Wir holten unsere Taschenlampen hervor und leuchteten in die Schlucht, die nur an vierzig Meter tief war; auch der Abstieg war sehr bequem.

Das war also der Abgrund! Diese Jämmerlichkeit enttäuschte uns sogar.

Die Finsternis wurde erstens durch den Schatten und durch die Enge und Tiefe der Schlucht verursacht, da die von den Bergen reflektierten Sonnenstrahlen hier nicht eindringen konnten. Zweitens wurde die Schlucht auch nicht von oben durch die Atmosphäre beleuchtet, wie es auf der Erde der Fall gewesen wäre. Im tiefsten Brunnen des von uns verlassen Planeten wären wir nicht einer solch undurchdringlichen Finsternis begegnet.

Während wir, uns hin und wieder an den Felswänden festhaltend, hinunterstiegen, wurde es immer kühler, doch fiel die Temperatur nicht unter fünfzehn Grad Celsius. Anscheinend war es die mittlere Temperatur dieser Breite. Wir suchten uns einen flachen Platz, breiteten dort unsere Pelzmäntel aus und machten es uns bequem.

Doch was war das? War es etwa plötzlich Nacht geworden? Wir verdeckten die Taschenlampe mit der Hand und betrachteten überrascht einen Fetzen dunklen Himmels über uns und zahllose hell glimmende Sterne.

Doch die Uhr verriet, daß inzwischen nur wenig Zeit vergangen war. So schnell konnte die Sonne nicht untergegangen sein.

Ach! Eine ungeschickte Bewegung. Die Taschenlampe fiel auf einen Stein und zerbrach. Der Eckfaden leuchtete noch, sogar noch stärker als vorher. Auf der Erde wäre er sofort erloschen, da er an der Luft verbrannt wäre.

Neugierig berührte ich den Faden; er zerriß, und völlige Finsternis umgab uns nun. Wir konnten einander nicht sehen, erblickten nur die Gipfel der Felsen über uns und den langen schmalen schwarzen Streifen der Himmelskuppel, an dem die Sterne noch zahlreicher erglöhnten.

Es war kaum zu glauben, daß es Tag war. Ich konnte der Versuchung nicht mehr widerstehen, holte eine andere Taschenlampe hervor, knipste sie an und stieg hinauf. Immer wärmer und heller wurde es um mich her... Grelles Licht blendete mich, die Taschenlampe schien erloschen zu sein.

Ja, es war Tag. Sonne und Schatten waren unverändert.

Wie heiß es war! Nun aber rasch zurück in die Schlucht!

Wir beobachten die Erde vom Monde aus

Wir schliefen wie die Murmeltiere. Unsere Höhle erwärmte sich nicht.

Manchmal verließen wir sie, suchten uns eine schattige Stelle aus und beobachteten den Lauf der Sonne, der Sterne und Planeten und des riesigen „Mondes“.

Der „Mond“ – unsere Erde – stand unbeweglich am Himmel und war von der Schlucht aus nicht zu sehen, worüber wir sehr bekümmert waren; denn aus der Dunkelheit hätten wir ihn ebensogut beobachten können wie nachts, und bis dahin verging noch viel Zeit. Schade, daß wir keine andere Schlucht gewählt hatten, von der aus der „Mond“ zu sehen war, doch nun war es zu spät!

Der Mittag nahte. Die Schatten wurden nicht mehr kürzer. Der „Mond“ glich einer schmalen Sichel, die immer blasser wurde, je mehr sie sich der Sonne näherte.

Der „Mond“ war so groß wie ein Apfel, die Sonne hatte die Größe einer Kirsche. Wenn sich der Apfel vor die Kirsche schiebt, gibt es eine Sonnenfinsternis.

Vom Mond aus ist sie häufig zu beobachten. Sie bietet einen wunderbaren Anblick. Auf der Erde hingegen ist die Sonnenfinsternis selten und wenig eindrucksvoll; ein mehrere Kilometer breiter Schatten wandert im günstigsten Fall von einer Stadt zur anderen. Hier aber bedeckt der Schatten den ganzen Mond oder mindestens einen großen Teil seiner Oberfläche, so daß mehrere Stunden lang völlige Finsternis herrscht.

Die „Mond“-sichel wurde schmaler und war im Sonnenlicht kaum noch wahrnehmbar.

Wir verließen unsere Schlucht und betrachteten die Sonne durch ein Stück schwarzes Glas.

Nun schien es so, als hätte der Finger eines Riesen die leuchtende Sonnenmasse auf einer Seite zusammengedrückt.

Jetzt sah man nur die eine Hälfte der Sonne. Schließlich verschwand auch die, und ein großer Schatten glitt heran und schwebte über uns. Die totale Finsternis war eingetreten.

Doch die Augen gewöhnten sich rasch an die Dunkelheit. Wir erblickten den „Mond“ und viele Sterne. Das war nun nicht mehr eine „Mond“-sichel, nein, ein dunkler Ball, von leuchtendem Purpur umstrahlt, hing am Himmel. Die Stelle, an der die Sonne verschwunden war, erglühte noch heller, wenn auch in einem etwas matten Ton.

Ja, ich erblickte die Farben der Morgenröte, die ich schon immer auf Erden so bewundert hatte. Alles um uns herum leuchtete in tiefem Rot, als wäre es in Blut getaucht.

Tausende von Menschen schauten in diesem Augenblick mit und ohne Ferngläser von der Erde her auf uns und beobachteten die totale Mondfinsternis.

Liebe vertraute Augen! Seht ihr uns?

Während wir uns diesen Gedanken hingaben wurde der rote Hof um den „Mond“ gleichmäßiger und schöner und bildete schließlich einen Kranz. Das war der Höhepunkt der Sonnenfinsternis. Jetzt leuchtete die eine Seite stärker, und immer heller werdend, glich sie schließlich einem Brillanten, der in einen roten Ring gefaßt war.

Dieser Brillant verwandelte sich in ein Stückchen Sonnenball. Der Kranz verschwand, und es wurde Tag. Das gewohnte Bild bot sich unseren Augen. Wie gebannt waren wir dem Naturschauspiel gefolgt. Jetzt löste sich unsere Erstarrung, und wir unterhielten uns wieder lebhaft.

Wir hatten den gesamten Vorgang aus dem Schatten heraus beobachtet. Nicht alle schattigen Stellen waren kalt und nicht alle von der Sonne beschienenen glühend. Die Temperatur des Bodens hing davon ab, wie lange er dem Sonnenlicht ausgesetzt war. Stellen, die nur wenige Stunden lang von der Sonne beschienen wurden, zeigten eine außerordentlich niedrige Temperatur. Dort, wo es Felsen und steile Berge gab, die Schatten warfen, fand man auch Stellen, die noch kühl waren, obgleich sie von der Sonne angestrahlt wurden. Allerdings waren solche Stellen nicht immer in der Nähe, und ehe man sie gefunden hatte, konnte man vom Hitzschlag getroffen werden.

Um uns Bewegung zu verschaffen, beschlossen wir, einige der zahlreichen nicht erwärmten Steine unserer Höhle hinaufzutragen und sie auf einem offenen, der Sonnenhitze preisgegebenen Platz aufzustapeln. So konnten wir uns gegen die Glut schützen, wenn wir uns dort aufhielten.

Gesagt, getan...

Nunmehr hatten wir die Möglichkeit, zu jeder Zeit emporzusteigen und uns inmitten einer Steinbarriere unseren Beobachtungen zu widmen.

Doch die Steine konnten sich erwärmen!

Dann schleppten wir eben neue herbei; sie lagen ja in großen Mengen in der Schlucht, und die sechsfache Kraft, die uns auf dem Monde verliehen war, ließ uns auch keine Erschöpfung befürchten.

Diese Arbeiten verrichteten wir nach der Sonnenfinsternis, die wir gar nicht mit Sicherheit erwartet hatten.

Die Sonnenfinsternis gab uns Gelegenheit festzustellen, welche Tageszeit wir hatten. Mit dem Ergebnis dieser Untersuchungen ließ sich dann der Breitengrad, auf dem wir uns befanden, genau bestimmen.

Die Tageszeit zu ermitteln war nicht schwierig, weil vom Sonnenaufgang – den wir nicht mehr erlebt hatten – bis zum Eintritt der Sonnen-

finsternis ein halber Mondtag*, also rund sieben Erdentage, vergangen sein mußte. Unsere Uhren zeigten uns, daß wir uns fünf Erdentage auf dem Monde befanden. Wir waren demnach früh am Morgen, in der acht- und vierzigsten Stunde, auf dem Monde erschienen.

Nunmehr konnten wir auch den Breitengrad bestimmen, indem wir die Höhe der Sonne in unsere Berechnungen einbezogen. Wir stellten fest, daß wir uns auf dem vierzigsten Grad nördlicher Breite, also nicht auf dem Mondäquator befanden. Deshalb war der Boden, als wir erwacht waren, so kalt gewesen. Durch die vorausgegangene lang andauernde Nacht war er stark abgekühlt und noch nicht wieder erwärmt worden.

Immer wenn wir nach ein paar Stunden Schlaf erwachten, erblickten wir andere Sterne über uns. Es waren die uns von der Erde her vertrauten Sterne, doch der schmale Himmelsstreifen, der sich in der engen Schlucht unserem Blick darbot, ließ uns nur einen kleinen Teil dieser leuchtenden Himmelskörper sehen. Hier, auf dem schwarzen Hintergrund, wanderten sie achtundzwanzigmal langsamer als über der Erde.

Da war ja der Jupiter! Seine Monde waren mit bloßem Auge zu erkennen. Nun war der Planet unsichtbar geworden. Ihm folgte der Polars Stern. Armer Stern, hier spielte er keine so bedeutende Rolle wie auf der Erde.

Wir konnten nicht immer nur schlafen! Darum begannen wir Pläne zu schmieden.

In der Nacht wollten wir die Schlucht verlassen, aber nicht sofort nach Einbruch der Dunkelheit, wenn der Boden noch glüht, nein, erst nach ungefähr zehn Stunden. Wir wollten auch unser Haus aufsuchen. Wer weiß, was da vor sich gegangen war! Ob die Sonne nicht vielleicht doch Böses angerichtet hatte? Dann wollten wir im „Mondschein“ bummeln und die Schönheiten des „Mondes“ genießen. Bis jetzt hatten wir ihn ja nur als weiße Wolke am Himmel erblickt, in der Nacht aber würden wir ihn in seiner ganzen Pracht, in seinem hellsten Glanz und von allen Seiten sehen; denn er dreht sich schnell um seine Achse, und im Verlauf von vierundzwanzig Stunden, also während eines kleinen Teiles des Mondtages, kann man den ganzen „Mond“ beobachten.

Unser großer „Mond“, die Erde, hatte auch Phasen wie der irdische Mond, den wir früher aus der Ferne mit träumerischer Neugier betrachteten hatten.

In unserer Gegend war um die Mittagszeit Neu„mond“ – in diesem Fall hätte man Neu-Erde sagen müssen. Bei Sonnenuntergang war das erste Viertel, um Mitternacht der volle „Mond“ und bei Sonnenaufgang das letzte Viertel zu sehen.

Wir befanden uns in einer Gegend, in der der „Mond“ nachts und sogar am Tage stets schien. Das war jedoch nur zu beobachten, solange

* Mondtag, hier: Die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang

wir auf der der Erde zugewandten Halbkugel weilten. Wären wir zu der anderen Hälfte gewandert, so hätten wir während der Dauer unseres Aufenthaltes auf diesem traurigen und gleichzeitig geheimnisvollen Teil des Mondes diese Beobachtung nicht machen können. Den Erdbewohnern erscheint diese Halbkugel geheimnisvoll, weil sie von der Erde aus nicht sichtbar ist. Deshalb interessieren sich auch die Gelehrten ganz besonders für sie. Traurig mutet sie an, da ihren Bewohnern – falls solche vorhanden sein sollten – ein lichtspendendes nächtliches Gestirn und sein herrlicher Anblick versagt sind.

Gab es Bewohner auf dem Monde? Wie sahen sie aus? Ähnelten sie uns? Bisher waren sie uns jedenfalls nicht begegnet. Wir hätten ihnen auch gar nicht begegnen können, weil wir fortwährend auf derselben Stelle hockten und uns mit Turnübungen statt mit Völkerkunde beschäftigten. Uns erschien jene unerforschte Halbkugel besonders interessant. Ihr schwarzes Himmelsgewölbe war sicherlich mit unzähligen meist kleinen Sternen besät. Durch ein Fernrohr würden wir sie sehen können, da sie nicht im hellen Glanz des großen „Mondes“ verblaßten und ihre Strahlen nicht dem atmosphärischen Einfluß ausgesetzt waren, also nicht gebrochen wurden.

Gab es etwa Vertiefungen, in denen sich Gase und Feuchtigkeit angesammelt hatten? Lebten in diesen Vertiefungen irgendwelche Mondbewohner? Darüber unterhielten wir uns, während wir den Sonnenuntergang und die Nacht mit großer Ungeduld erwarteten.

Wir führten inzwischen Versuche mit Olivenöl durch. Es war erstaunlich, daß die Öltropfen sehr groß waren. Flossen sie von einem horizontal gelagerten flachen Gegenstand hinab, so erreichten sie die Größe eines Apfels. Fielen sie jedoch von einem scharfkantigen, so waren sie viel kleiner. Durch Öffnungen floß das Öl zweieinhalbmal so langsam wie auf der Erde unter gleichen Bedingungen.

Wir vergaßen aber über alldem nicht unser leibliches Wohl. Alle sechs Stunden aßen wir und bereiteten zu dem Mahl in einem Samowar mit einem festangeschraubten Deckel chinesischen Tee.

Allerdings konnten wir den Samowar nicht auf die übliche Art erhitzen, da ja der Sauerstoff fehlte, ohne den die Holzkohle nicht brannte. Wir trugen den Samowar einfach in die Sonne und legten kleine, glühende Steine um ihn herum. Er wurde sehr bald heiß. Wir öffneten den Hahn, aus dem das Wasser nun mit Gewalt herausschoß, weil es durch keinen atmosphärischen Druck gehemmt wurde.

Diese Teezubereitung war nicht sehr angenehm; denn man konnte sich sehr schnell verbrühen. Das Wasser jagte wie explodierendes Pulver aus dem Samowar.

Deshalb schütteten wir den Tee in den Samowar, ehe er sich erhitzte, entfernten, wenn er heiß war, die Steine, warteten, bis er sich abgekühlt hatte, und tranken dann den fertigen Tee, ohne uns die Lippen zu

verbrennen. Doch auch dieser verhältnismäßig kalte Tee brach noch mit ziemlicher Gewalt aus dem Samowar und zischte wie Selterswasser im Glas und im Munde.

Wir jagen der Sonne nach

Nun mußte die Sonne bald untergehen.

Wir beobachteten, wie sie scheinbar einen Berggipfel berührte. Auf der Erde hätten wir diesen Vorgang mit bloßem Auge betrachtet. Hier konnte man ohne ein schwarzes Glas nur einen flüchtigen Blick auf die Sonne werfen, denn durch das Fehlen der Atmosphäre und des Wasserdampfes wurden die ultravioletten Strahlen, die Hitze und die Lichtstärke nicht gedämpft.

Der Sonnenball sank sehr langsam. Seit der ersten Berührung mit dem Horizont war bereits eine halbe Stunde vergangen; eine Halbkugel war aber immer noch zu sehen.

In Petersburg oder Moskau dauert der Sonnenuntergang nicht mehr als drei bis fünf Minuten, in tropischen Ländern ungefähr zwei Minuten und nur am Nord- und am Südpol mehrere Stunden.

Schließlich erlosch hinter den Bergen der letzte Sonnenzipfel, der einem hellen Stern geglichen hatte.

Doch eine Abendröte gab es nicht.

Statt dessen erblickten wir auf Bergen und erhöhten Stellen der Umgebung den Widerschein der Sonne, der stundenlang andauerte. Dieses Licht hätte auch ohne „Mondschein“ genügt, die Finsternis der Nacht zu vertreiben.

Ein entfernter Gipfel leuchtete im Verlauf von dreißig Stunden wie eine helle Laterne.

Doch schließlich erlosch auch dieser Glanz. Nun schien nur noch der „Mond“.

Wir wandten ihm unsere Aufmerksamkeit zu. Er war fünfzehnmal so groß wie der Mond, auf dem wir uns befanden, und übertraf dessen Lichtstärke um das Fünfzig- bis Sechzigfache.

Wir konnten lesen, ohne unsere Augen anzustrengen, und es schien uns, als wäre es nicht Nacht, sondern geheimnisvoller Märchentag. In dem hellen Schein sah man die kleineren Sterne und das Zodiakallicht nur mit Spezialgläsern.

Was für ein Anblick! Gegrüßt seist du, Erde! Unsere Herzen schlugen schneller. Wir empfanden Freude und gleichzeitig Sehnsucht. Erinnerungen bemächtigten sich unser ...

Wie geheimnisvoll sie leuchtete! Durch die sie umgebende Atmosphäre erschien sie uns wie eine Kugel unter einem blauen Glas.

Wir sahen Afrika, einen Teil Asiens, die Wüste Gobi, die Sahara und Arabien! Länder der Dürre unter wolkenlosem Himmel! Keine Flecke verbargen sie.

Die Wolken waren formlose weiße Fetzen und Streifen. Die Kontinente sahen schmutziggelb und grün aus. Meere und Ozeane waren dunkel, doch war die Tönung verschieden. Das richtete sich wahrscheinlich nach dem Grad der Winde oder der Stürme, die sie bewegten. Dort tanzte vielleicht Schaum über Wellenkämme, und an dieser Stelle war das Meer hell und sanft. Über den Gewässern schwebten Wolken, die fast alle schneeweiß waren. Anscheinend lagerte eine helle Schicht leuchtender Eiskristalle über ihnen.

Zwei diametral entgegengesetzt gelegene Flecke des Planeten strahlten und funkelten besonders stark. Das waren die Schneefelder und das Eis der Pole. Die Felder des Nordpols waren ausgedehnter und schimmerten in einem reineren Weiß.

Hätten die Wolken sich nicht bewegt, so hätte man sie vom Schnee kaum unterscheiden können. Übrigens lagen die Schneefelder meist tiefer im Luftocean, und deshalb war das bläuliche Licht über ihnen dunkler als über den Wolken.

Kleinere Schneeflecke lagen auf dem ganzen Planeten verstreut und sogar am Äquator: Dort mußten Berge sein, so hoch, daß der ewige Schnee auf ihrem Gipfel nicht taut.

Dort schimmerten die Alpen! Hier ragten die Berggipfel des Kaukasus empor! Und das war der Himalaja!

Wir wußten, daß die Schneefelder dauerhafter sind als die Wolken. Doch auch sie verschwinden oder verändern sich, den Jahreszeiten entsprechend.

Durch das Fernglas konnte man noch viele andere Einzelheiten erkennen... Wie wir die Erde bewunderten!

Es war das erste „Mond“viertel. Der dunklere Teil der Erde, vom Monde nur schwach beleuchtet, war schwer zu erkennen und erschien uns viel dunkler als der Mond, den wir von der Erde aus sehen.

Wir verspürten Hunger. Doch ehe wir in unsere Schlucht hinabstiegen, wollten wir feststellen, ob der Boden noch immer so heiß war. Wir kletterten von der Steinunterlage herab – wir hatten sie bereits mehrmals erneuert – und glaubten plötzlich in einem glühenden Ofen zu sein. Die Hitze drang rasch durch unsere Sohlen. Eilig traten wir den Rückzug an. Der Boden würde sich also nicht so schnell abkühlen!

Fünf Tage lang verbargen wir uns in Schluchten, und wenn wir sie verließen, dann nur für kurze Zeit. Nach fünf Erdentagen – auf dem Monde gegen Mitternacht – hatte sich der Boden so weit abgekühlt, daß wir uns zu einer Wanderung über die Berge und durch die Täler des Mondes entschlossen. Hatten wir doch bisher noch keine tiefliegende Ebene kennengelernt.

Diese flachen und weiten Ebenen des Mondes werden bei uns fälschlicherweise als „Meere“ bezeichnet. Doch nie ist dort Wasser entdeckt worden. Sollte es uns vergönnt sein, Spuren von Luft und Wasser oder sogar organisches Leben vorzufinden, das nach Ansicht einiger Gelehrter auf dem Monde vorhanden gewesen und schon längst vernichtet worden war? Denn einigen Anschauungen zufolge soll es dort einst Wasser und Luft gegeben haben. Beides war im Laufe der Jahrtausende vom Boden aufgesogen worden oder hatte sich chemisch mit ihm verbunden. Danach hatte es auch organisches Leben auf dem Monde gegeben, primitive Pflanzen und irgendwelche Muschelarten; denn das Vorhandensein von Wasser und Luft bedingt auch die Entstehung des Schimmels, den Anfang des allerdings niedrigsten organischen Lebens.

Was nun meinen Freund betraf, so vertrat er die Ansicht, es habe auf dem Mond nie Leben, Wasser und Luft gegeben. Angenommen, Wasser und Luft wären doch vorhanden gewesen, so hätten die hohen Temperaturunterschiede die Entwicklung jeglichen organischen Lebens verhindert.

Wir nahmen also unser Gepäck und verließen die gastfreundliche Stätte. Der reglose „Mond“ am schwarzen Himmelsgewölbe war unser Wegweiser. So traten wir den Heimweg an und fanden sehr bald unser Haus wieder.

Alle der starken Sonnenwirkung ausgesetzten hölzernen Bestandteile unseres Hauses und der Wirtschaftsgebäude, auch unsere Fensterläden, waren an der Oberfläche geplatzt und verkohlt. Auf dem Hof fanden wir die Reste einer durch den Dampfdruck auseinandergerissenen Wassertonne. Wir hatten sie verschlossen und ohne Bedenken in der Sonnenglut stehenlassen. Wasserspuren fanden wir natürlich nicht. Vor der Freitreppe lagen Glasscherben; sie stammten von der Laterne, deren Umfassung aus Leichtmetall war. Es war flüssig geworden und die Glasschale heruntergefallen. Im Hause fanden wir weniger Schäden vor. Die dicken Steinwände bildeten einen guten Schutz gegen die Hitze. Im Keller war alles in Ordnung.

Nachdem wir uns mit einem beträchtlichen Vorrat an Lebensmitteln und Getränken bepackt hatten, begaben wir uns auf eine längere Wanderschaft zum Pol des Mondes und zu der geheimnisvollen Halbkugel, die noch kein Mensch gesehen hatte.

„Wollen wir der Sonne nachlaufen?“ fragte der Physiker. „Wir würden uns dann allmählich einem der Pole nähern. Dadurch schlagen wir zwei Fliegen mit einer Klappe: Wir erreichen den Pol und die andere Halbkugel und entinnen allzustarkem Frost. Wenn wir der Sonne nachlaufen, bewegen wir uns immer auf erwärmtem Boden, und die Temperatur wird gleichmäßig bleiben. Wir können die Temperatur sogar nach unserem Wunsche verändern. Wenn wir die Sonne überholen, wird sie steigen, und wenn wir zurückbleiben, fallen. Das ist vor allem wichtig,

wenn wir uns dem Pol nähern, dessen mittlere Temperatur sehr niedrig ist.“

„Ob das möglich ist?“ bemerkte ich, als ich die merkwürdige Theorie des Physikers vernommen hatte.

„Sehr gut möglich sogar“, erwiderte er. „Bedenke, wie leicht man auf dem Monde vorwärtskommt und wie langsam der sichtbare Lauf der Sonne ist. Der Umfang des Mondes beträgt etwa elftausend Kilometer. Diese Entfernung müssen wir, wollen wir auf der Jagd nach der Sonne nicht zurückbleiben, in rund siebenhundert Stunden zurücklegen. Wir müssen also in einer Stunde fünfzehneinhalb Kilometer laufen.“

„Auf dem Monde fünfzehneinhalb Kilometer!“ rief ich aus. „Geradezu lächerlich!“

„Siehst du!“

„Wir werden zum Scherz einunddreißig Kilometer je Stunde laufen“, sagte ich, an unsere gemeinsamen Turnübungen denkend, „dann können wir alle zwölf Stunden ebensolange schlafen.“

„Da die Breitengrade in der Richtung auf den Pol zu kürzer werden und wir über diesen Punkt hinweggehen müssen, so könnten wir, wenn wir der Sonne nachlaufen, uns allmählich langsamer vorwärts bewegen. Doch wird die Kälte der Polargegend uns das keineswegs gestatten. Je näher wir dem Pol kommen, um so schneller müssen wir auch laufen, damit wir uns in einer stärker erwärmten, der Sonne länger ausgesetzten Gegend befinden. Die Polarsonne steht niedrig über dem Horizont und erwärmt deshalb den Boden nicht stark genug, so daß der Boden sogar bei Sonnenuntergang nur warm sein wird.“

Wie Schatten glitten wir dahin und berührten wie Gespenster lautlos den angenehme Wärme ausstrahlenden Boden. Der „Mond“ war beinahe rund und leuchtete deshalb sehr hell, einen wunderbaren Anblick bietend. Die blaue Luftkugel schien sich an den Rändern zu verdichten, da sie an diesen Stellen dunkler wurde. Dort konnte man auch weder Wasser noch Kontinente erkennen.

Nun erblickten wir den Teil der Halbkugel, auf dem Trockenheit herrscht. In zwölf Stunden aber würden wir die riesige Wasserfläche des Stillen Ozeans sehen, der die Sonnenstrahlen schlecht widerspiegelt.

Leicht liefen wir Hügel hinauf und noch leichter hinab. Selten nur überquerten wir schattige Stellen, von denen aus wir viele Sterne sehen konnten. Anfangs lagen nur niedrige Hügel auf unserem Weg, doch konnten auch die höchsten Berge kein Hindernis sein, da die Bodentemperatur hier nicht von der Höhe abhing. Berggipfel waren ebenso warm wie tiefe Täler. Unebene Stellen, Gräben und Abgründe bildeten auf dem Monde keine Gefahr. Waren sie zwanzig bis dreißig Meter breit, so setzten wir mit einem Sprung über sie hinweg. Noch breitere umgingen wir oder kletterten mit Hilfe dünner Stricke, scharfspitziger Bergstöcke und geganelter Stiefel an den Felsen empor.

„Warum gehen wir nicht zum Äquator? Wir sind doch noch nicht dort gewesen?“ sagte ich.

„Nichts hindert uns daran“, erwiderte der Physiker. Wir schlugen sofort eine andere Richtung ein.

Wir liefen viel zu schnell. Deshalb wurde der Boden immer heißer. Schließlich hielten wir das Laufen bei dieser Hitze nicht mehr aus. Wir hatten Stellen erreicht, die noch unerträglich heiß waren.

„Was würde sein, wenn wir ungeachtet der Hitze mit derselben Geschwindigkeit nach Westen laufen würden?“ erkundigte ich mich.

„Nach sieben Erdentagen würden wir zuerst sonnbeschienene Gipfel und dann die im Westen aufsteigende Sonne erblicken.“

„Würde die Sonne dort aufgehen, wo sie sonst untergeht?“ fragte ich zweifelnd.

„Ja. Und wenn wir märchenhafte Salamander wären, die gegen Feuer gefeit sind, so könnten wir uns davon selbst überzeugen.“

„Wird sich die Sonne zeigen und dann gleich wieder verschwinden, oder wird es ein gewöhnlicher Sonnenaufgang sein?“

„Solange wir auf dem Äquator mit einer größeren Geschwindigkeit als fünfzehneinhalb Kilometer je Stunde entlanglaufen, werden wir sehen, wie die Sonne von Westen nach Osten wandert, wo sie dann untergehen wird. Doch wenn wir einen Augenblick stehenbleiben, so werden wir sofort den entgegengesetzten, uns vertrauten Lauf der Sonne erblicken.“

„Und wenn wir dann nur fünfzehneinhalb Kilometer in der Stunde zurücklegen? Was geschieht dann?“ fragte ich.

„Dann wird die Sonne scheinbar stehenbleiben. Und der Tag oder die Nacht wird kein Ende nehmen.“

„Kann man all diese Experimente auch auf der Erde ausführen?“ Ich ließ dem Physiker keine Ruhe.

„Ja, das kann man, wenn man imstande ist, 1643 Kilometer in der Stunde zurückzulegen.“

„Was? Elfmal so schnell wie ein Orkan? Nun, darauf verzichte ich, das heißt – ich habe ja beinahe vergessen, wo wir sind – würde ich verzichten.“

„Siehst du! Was uns hier mit Leichtigkeit gelingt, ist auf der Erde“, der Physiker zeigte auf den „Mond“, „undenkbar.“

So unterhielten wir uns, auf einem Stein sitzend; denn das Gehen war bei dieser Hitze unmöglich.

Übermüdet schliefen wir bald ein.

Wir erwachten, weil es recht kühl geworden war. Munter sprangen wir auf und lenkten unsere Schritte – ein Schritt war etwa dreieinhalb Meter lang – gen Westen dem Äquator zu.

Unser Häuschen lag, wie bereits gesagt, auf dem vierzigsten Breiten-grad. Deshalb hatten wir es noch weit bis zum Äquator. Jedoch sind die Meridiane auf dem Monde kürzer als auf der Erde. Ein Grad des Längen-

kreises auf dem Monde ist noch nicht einmal 32 Kilometer lang, während er auf der Erde rund 111 Kilometer beträgt.

Die Erwärmung der tiefen Spalten verriet uns, daß wir uns dem Äquator näherten. Die Temperatur stieg auf sechzig Grad Celsius an, blieb stehen und fiel dann wieder. Das war ein Beweis dafür, daß wir uns auf dem Übergang zur anderen Halbkugel befanden!

Noch bevor wir den Äquator überschritten hatten, waren wir an vielen Bergen vorbeigegangen.

Die Form der Mondgebirge ist den Erdbewohnern bekannt. Meistens sind es runde Berge mit einem Krater in der Mitte. Diese Krater sind oft recht alt. In ihrer Mitte erhebt sich manchmal ein ganzer Berg, ebenfalls mit einem Krater, der jüngeren Ursprungs, aber selten tätig ist. Tief unten schimmert rötliche Lava.

Ob die Vulkane die zahlreichen Steine, die auf unserem Wege lagen, emporgeschleudert hatten?

Aus Neugierde gingen wir absichtlich an den Vulkanen vorbei, möglichst nah am Rand, und schauten in die Krater hinein. Zweimal sahen wir glühende wogende Lava.

Eines Tages erblickten wir sogar über einem Berggipfel eine riesige, sehr hohe Lichtgarbe. Anscheinend waren es emporgeschleuderte, bis zur Weißglut erhitzte Steine.

Wir wußten nicht, ob es am Fehlen des Sauerstoffes lag oder andere Gründe hatte, jedenfalls fanden wir des öfteren nichtoxydierte Metalle und Mineralien.

Niedrige und glatte Ebenen, trockene „Meere“ und auch andere Stellen wiesen, im Widerspruch zu den Behauptungen des Physikers, deutliche, wenn auch nur winzige Spuren einstiger Feuchtigkeit auf. Wir liebten diese staubigen Ebenen, doch liefen wir so schnell, daß die Staubwolken zurückblieben. Sie legten sich übrigens sofort wieder, da es ja keinen Wind gab, der sie emporwirbelte. Wir liefen deshalb so gern über die Staubschicht hinweg, weil sie uns nach dem steinigten Boden wie ein weicher Teppich erschien. Da sie nur einige Zoll hoch war, konnte sie die Geschwindigkeit unseres Laufes nicht vermindern.

Der Physiker wies in die Ferne, und ich erblickte eine Erscheinung, die einem Riesenfeuer gleich, dessen Funken bogenförmig nach allen Seiten auseinanderstoben.

Wir beschlossen einen Umweg zu machen, um dieses Naturschauspiel zu betrachten.

Als wir die Stelle erreicht hatten, bemerkten wir viele mehr oder weniger glühende Eisenstücke, die auf dem Boden umherlagen. Die kleineren hatten sich bereits abgekühlt, die größeren glühten noch.

„Das sind Meteorite“, sagte der Physiker und nahm einen der abgekühlten Steine in die Hand. „Sie fallen auch auf die Erde herab“, fuhr er fort. „Hier auf dem Monde werden sie erst sichtbar, wenn sie gegen

den Granitboden schlagen und durch den Druck erhitzt werden. Auf der Erde hingegen sieht man sie sofort, wenn sie in den Bereich der Atmosphäre gelangen; denn dort glühen sie durch den Luftwiderstand auf.“

Nachdem wir den Äquator überschritten hatten, wendeten wir uns wieder direkt dem Nordpol zu.

Merkwürdig waren die Felsen und Steinmassen, die wir erblickten, sehr kühn in ihrer Form und in der Art, wie sie emporragten. Noch nie hatten wir auf der Erde ähnliches gesehen. Da wären sie unweigerlich eingestürzt; auf dem Monde aber ließen sich ihre seltsamen Formen durch das geringe Gewicht erklären, das keinen Einsturz verursachen konnte.

Wir liefen und liefen und näherten uns immer mehr dem Nordpol. Die Temperatur in den Spalten sank. Auf der Oberfläche des Bodens fühlte man das jedoch noch nicht, da er noch warm war. Wir holten die Sonne allmählich ein. Bald würden wir ihren herrlichen Aufstieg im Westen bewundern.

Eine Mondnacht

Der „Mond“ sank immer tiefer und beleuchtete uns und unsere Umgebung heller oder schwächer, je nachdem, ob er uns Kontinente oder Wasserflächen zuwandte oder ob er von einer dichteren oder dünneren Wolkendecke verhüllt war.

Es kam auch der Zeitpunkt, da er den Horizont berührte und unterzugehen begann, ein Beweis dafür, daß wir die andere, von der Erde aus nicht sichtbare Halbkugel erreicht hatten.

Nach vier Stunden verschwand der „Mond“ völlig; wir sahen nur noch seinen Widerschein auf den Berggipfeln. Als auch dieser erloschen war, umgab uns tiefe Finsternis. Über uns aber schimmerten zahllose Sterne. Von der Erde aus hatten wir sie nur durch ein gutes Fernrohr in solchen Mengen sehen können.

Schwarz und schwer hing die Himmelskuppe über uns.

Doch was leuchtete dort in der Ferne?

Eine halbe Stunde später wußten wir, daß es Berggipfel waren. Ihrem Glanz schlossen sich allmählich auch andere Gipfel an.

Wir bestiegen einen dieser Berge, dessen obere Hälfte von der Sonne beleuchtet war. Doch ehe wir oben waren, lag der Gipfel bereits in schwarze Finsternis getaucht; wir konnten von ihm aus die Sonne nicht erblicken. Anscheinend ging sie dort unter.

Rasch stiegen wir hinab. Wie Pfeile jagten wir dahin.

Wir hätten uns gar nicht so zu beeilen brauchen; denn wir hätten die im Westen aufgehende Sonne ohnehin gesehen, wenn wir nur fünfeinhalb Kilometer in der Stunde zurückgelegt hätten.

Aber nein, wir mußten uns beeilen!

Und nun, o Wunder! Der im Westen aufsteigende Lichtschein wurde größer und verwandelte sich in einen hellen Sonnenrand und schließlich in eine leuchtende Scheibe: die Sonne! Sie stieg empor, löste sich vom Horizont! ... Immer höher stieg sie!

Und alles nur für uns, die wir ihr nachjagten! Die Berggipfel hinter uns erloschen einer nach dem anderen.

„Nun aber Schluß, wir sind müde!“ rief der Physiker scherzend der Sonne zu. „Auch du darfst dich jetzt ausruhen!“

Wir setzten uns hin und warteten, bis die Sonne auf die uns vertraute Art untergegangen war.

Später holten wir sie, ohne daß wir uns sonderlich beeilen mußten, wieder ein. Schiefen wir ein, wenn sie recht hoch stand, so stellten wir beim Erwachen fest, daß diese dumme Sonne im Begriff war unterzugehen. Doch liefen wir ihr dann sofort nach und erreichten, daß sie wieder aufging.

Wir näherten uns nun dem Pol.

Die Sonne stand tief, und die Schatten waren lang. Der Temperaturunterschied war erstaunlich. So hatten sich einige Stellen durch das Einwirken der Sonne dermaßen erwärmt, daß man sich ihnen nicht nähern konnte. Andere dagegen, die fünfzehn Erdentage im Schatten gelegen hatten, waren so kalt, daß wir uns Rheumatismus geholt hätten, wenn wir sie betreten hätten. Wir vergaßen nicht, daß diese Sonne, auch wenn sie beinahe am Horizont stand, die ihr zugewandten Steinflächen zweimal so stark erwärmte wie auf der Erde die im Zenit stehende Sonne die Erdoberfläche. Das trifft jedoch nicht auf die Polargegenden der Erde zu. Dort wird die Sonnenwärme durch die Dichte der Luftschicht absorbiert und konzentriert sich auch nicht so hartnäckig auf eine Stelle. In vierundzwanzig Stunden wird ein Stein in der Polargegend abwechselnd von allen Seiten beschienen, da die Sonne einen Kreis beschreibt.

Schwierigkeiten bereiteten uns die stark abgekühlten schattigen Täler. Sie hielten uns auf unserem Wege zum Pol auf, da die schattigen Stellen größer wurden und schwerer zu überqueren waren, je mehr wir uns dem Pol näherten.

Leichter wäre es gewesen, wenn hier die Jahreszeiten eine stärkere Wirkung ausgeübt hätten. Doch sie hatten kaum Einfluß. Im Sommer steigt die Sonne am Pol des Mondes nicht höher als fünf Grad, auf der Erde erreicht sie zu dieser Jahreszeit eine Höhe von über fünfundzwanzig Grad.

Und wie lange sollten wir auf den Sommer warten, der uns vielleicht den Zutritt zum Pol auch nur mit großen Schwierigkeiten ermöglichen würde?

So folgten wir wieder der Sonne. Da wir im Kreis oder vielmehr in einer Spirale um den Mond gingen, entfernten wir uns von diesen eisigen Stellen und glühenden Steinen.

Wir wünschten weder zu verbrennen noch zu erfrieren! Immer weiter führte uns der Weg fort. Es wurde immer heißer, und wir mußten so weit zurückbleiben, daß wir die Sonne nicht mehr sahen, sonst hätten wir verbrennen können.

Nun wanderten wir durch die Finsternis. Das Gehen fiel uns leicht, wir trugen kaum noch etwas, da wir die meisten Lebensmittel- und Trinkvorräte verbraucht hatten.

Bald würden wir wieder den „Mond“, unsere geliebte Erde, sehen. Da war sie!

Wir freuten uns über ihren Anblick. War das erstaunlich? Wir waren doch so lange von ihr getrennt gewesen!

Es vergingen noch viele Stunden. Obwohl wir diese Gegenden und Berge noch nie gesehen hatten, erweckten sie nicht unsere Neugierde und erschienen uns eintönig. Wir waren all dieser Wunder überdrüssig geworden, waren traurig, unglücklich! Der Anblick der herrlichen, unerreichen Erde vergrößerte nur den Schmerz, den die Erinnerungen in uns erweckten. . . Wenn wir wenigstens recht bald wieder unser Heim erreichen würden! Wir konnten gar nicht mehr schlafen! Aber was erwartete uns in unserem Häuschen? Vertraute, doch leblose Gegenstände, die den Kummer nur vergrößern würden.

Woher diese Traurigkeit und Sehnsucht? Bisher hatten wir das kaum gekannt. Vielleicht waren wir durch den Reiz, den das Neue auf uns ausübte, und unser Interesse für unsere Umgebung, derer wir noch nicht überdrüssig geworden waren, abgelenkt gewesen?

Nur rasch nach Hause, damit man diesen schwarzen Trauerhimmel und diese toten Sterne nicht mehr sah!

Unser Haus mußte in der Nähe liegen! Hier mußte es unseren Berechnungen nach sein! Doch wir fanden es nicht. Wir irrten umher und suchten. Hierhin gingen wir und dorthin.

Wie wir froren!

Nachdem wir uns durch eine kleine Mahlzeit gestärkt hatten, setzten wir zum Dauerlauf an, um uns gegen die Kälte zu schützen.

Wieder der Sonne nachjagen! Wie Sklaven, die an die Triumphwagen der Herrscher geschmiedet wurden, ewig der Sonne folgen!

O nein! Ewig würde das sicherlich nicht dauern, denn unsere Lebensmittel reichten nur noch für eine Mahlzeit. Was dann?

Und nun hatten wir die letzte Mahlzeit eingenommen. Der Schlaf drückte uns die Augenlider zu.

Wir schliefen nicht lange, die zunehmende Kälte weckte uns. Sie nahm keine Rücksicht und war grausam, erbarmungslos! Sie gönnte uns nicht einmal einen dreistündigen Schlaf.

Durch Hunger und Kälte erschöpft, vermochten wir nicht mehr mit der früheren Geschwindigkeit zu laufen.

Wir merkten, daß wir zu erfrieren begannen.

Der Schlaf übermannte bald mich – dann ermunterte mich der Physiker, bald ihn – dann verhinderte ich es, daß er in den tödlichen Schlaf sank; denn der Physiker hatte mir die furchtbare Bedeutung dieses zur ewigen Ruhe führenden Schlafes erklärt.

Wir stützten und ermutigten einander. Und keinem von uns kam der Gedanke, den Freund zu verlassen, um dadurch vielleicht das eigene Leben zu verlängern.

Der Physiker schlief ein und phantasierte von der Erde. Ich umarmte ihn, bemüht, ihn zu erwärmen ...

Verlockende Träume von einem warmen Bett, vom Kaminfeuer, von Speisen und Weinen bemächtigten sich meiner. Meine Hausinsassen standen um mich herum, pflegten mich, bedauerten mich, reichten mir ...

Das Erwachen

Träume, Träume! Blauer Himmel, Schnee auf den Dächern der Nachbarhäuser! Ein fliegender Vogel ... Vertraute Gesichter ... Der Arzt ... Was sagt er?

„Eine Lethargie, ein lang andauernder Schlaf, sehr gefährlich. Starke Gewichtsabnahme! Der Patient ist sehr abgemagert. Aber das schadet nichts! Schon atmet er besser. Die Gefahr scheint vorbei zu sein.“

Ich blickte in verweinte, aber erfreute Gesichter.

Kurz und gut, ein krankhafter Schlaf hatte sich meiner bemächtigt. Auf der Erde war ich eingeschlafen und auf der Erde wieder erwacht. Mein Körper war hier geblieben, die Gedanken aber hatten den Mond aufgesucht.

Ich phantasierte noch lange, fragte nach dem Physiker, berichtete über den Mond und wunderte mich, daß sich auch meine Freunde auf ihm befanden. Die Wirklichkeit verwob sich mit Träumen: Bald wähnte ich auf der Erde zu sein, bald kehrte ich auf den Mond zurück.

Der Arzt verbot jeden Streit mit mir, um mich nicht aufzuregen. Man fürchtete, daß ich den Verstand verlieren könnte.

Sehr langsam kehrte mein Bewußtsein zurück; noch langsamer erholte ich mich.

Ich brauche nicht zu betonen, daß der Physiker sehr überrascht war, als ich ihm nach meiner Genesung die Geschichte erzählte. Er riet mir, sie aufzuschreiben und das Fehlende durch eigene Erläuterungen zu ergänzen.

Nachwort

Diese Erzählung hat der russische Wissenschaftler Konstantin Eduardowitsch Ziolkowski im Jahre 1893 geschrieben. Es ging ihm hierbei vornehmlich darum, die auf dem Monde herrschenden physikalischen Bedingungen durch verschiedene Experimente anschaulich zu machen. Er läßt daher die Möglichkeiten, mit Hilfe der Technik den Kosmos zu erforschen, unberücksichtigt. Ziolkowski hat sich jedoch jahrzehntelang mit astronautischen Problemen befaßt und mit seiner wissenschaftlichen Arbeit „Die Erforschung des Weltraumes mit Hilfe von Rückstoßmotoren“ (1903) die theoretischen Grundlagen für die Weltraumschiffahrt geschaffen. Die zaristische Regierung verbot die Veröffentlichung dieses Werkes; die Zeitgenossen nannten ihn einen Phantasten. Erst nach der Oktoberrevolution fand Ziolkowskis Forscherarbeit die ihr gebührende Anerkennung und Unterstützung. 1926 erschien eine neubearbeitete Auflage des genannten Werkes, in dem Ziolkowski schon auf die Möglichkeit der Anwendung von Atomenergie hinwies.

Auf dem Gebiet der Luftfahrt hat sich Ziolkowski ebenfalls große Verdienste erworben. Er beschäftigte sich auch mit anderen naturwissenschaftlichen Problemen, besonders mit Fragen der Geologie und Geochemie. Im Jahre 1935 verfaßte der damals bereits schwer kranke Wissenschaftler unter anderem auch eine Arbeit über die Ausnutzung der Energie der Meereswellen.

Durch die Entwicklung der modernen Wissenschaft wird die Richtigkeit der Theorien dieses Pioniers der Weltraumschiffahrt bestätigt. Ziolkowski schrieb bereits im Jahre 1911: „Die Menschheit wird nicht ewig auf der Erde leben. Sie wird im Kampf um Licht und Raum zunächst zaghaft über die Grenzen der Atmosphäre dringen und dann später den interplanetaren Raum erobern...“